

Nr. 3/95

10. Jahrgang

Einzelpreis 7 DM

P4356F

Zeitschrift für  
Behindertenpolitik

die randschau



**Ab-ART-ig**  
Krüppel-Kunst-Kultur

Draußen ist es um die 30° und die Sonne scheint pur, schon seit einigen Tagen, ja es ist Sommer und es ist eigentlich überhaupt nicht zu entschuldigen, daß wir hier in der Bude hocken und uns zusätzlich zu der äußeren Hitze auch noch die Köpfe qualmen lassen. Wenn es da nicht das allzeit beliebte und unvergessene *randschau*-Redaktions-Wochenende gäbe, das trotz des heißen Wetters viel Spaß macht.

★★★

Mit dem Schwerpunkttitle dieses Heftes: „ab-ART-ig“, ließe sich zwar auch unser Arbeitsverhalten beschreiben, beabsichtigt war jedoch, eine andere Herangehensweise an KUNST/KULTUR aufzuzeigen. Und gleichzeitig darüber zu berichten, wie KrüppellInnen oder Behinderte damit umgehen. Ob uns das gelungen ist, obwohl das berühmte Sommerloch auch an uns nicht ganz spurlos vorüber ging/rollte und einige für dieses Heft eingelebte Beiträge leider ein Opfer der sommerlichen Hitze wurden, müßt Ihr beurteilen.

★★★

Ein Feedback dazu in Form von LeserInnenbriefen oder sonstigen Nettigkeiten (Gummibärchen, Schokis, Gutscheine über Speiseeis oder Einladungen in's Eiscafé etc., der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt), erfreut erhitzte Gemüter sehr und ist stets WILLKOMMEN!! (die denken auch immer nur an das eine! der korrekturleser)



Beim Perspektiven-Treffen der Redaktion Anfang Juli gab es außer internen Umstrukturierungen (siehe Impressum) und deutlichen Worten („Wenn wir bis Ende dieses Jahres kein Büro haben, ist die übernächste *randschau* die letzte!“), auch etwas Erfreuliches zu verzeichnen: Der sich beim KrüppellInnenratschlag '95 in Melsungen angedeutete Generationswechsel in der KrüppellInnenbewegung macht auch vor den Toren der *randschau*-Redaktion nicht halt: So trat/rollte Julia Ney aus Bielefeld der Redaktion bei. Sie will sich um alle anfallenden Beiträge kümmern, die nicht zum jeweiligen Schwerpunkt gehören. (Also ins Adreßbuch aufnehmen und kräftigst schreiben!!!)

★★★

Unterdessen frißt sich das Projekt immer weiter in unser Privatleben hinein und macht neuerdings nicht einmal mehr vor unseren Namen halt. So wurde Thomas Schmidt per Post kurzerhand/-fuß zu

„Herrn Schmidt-Rantzow“ (= *randschau* ??) umgetauft und in die „Abteilung Behindertenpolitik“ strafversetzt. Auch wenn es sich hier wohl eher um ein akustisches Verständigungsproblem handelte, beschreibt dieser amüsante Vorfall unsere Situation ziemlich treffend: So langsam wissen wir selber nicht mehr, wer wir - außer *randschau* - eigentlich noch sind. Deshalb zum wiederholten, aber wohl nicht zum letzten Mal: WIR BRAUCHEN EIN BÜRO!!!!!!

★★★

Zwar läßt uns die erfreuliche Resonanz auf unseren Büromieten-Aufruf in der letzten Ausgabe einigermaßen optimistisch in die Zukunft schauen/tasten, doch fehlt immer noch Einiges zum Erreichen unseres Ziels. Aber die paar Mark werden wir hoffentlich - zusammen mit unserer verehrten LeserInnenenschaft - auch noch zusammen kriegen. Genauere Information zum Stand der Dinge diesbezüglich im Inneren dieses Heftes.

★★★

Auch wenn diese Zeilen erst im Herbst'95 gelesen/gehört werden können, wünschen wir schon jetzt in der Sommerhitze allen *randschau*-LeserInnen, die dem alltäglichen nerv-streß entfliehen konnten, viel power für die Zukunft; und für diejenigen, die es noch vor sich haben: „have a nice holyday!“ und schöne Tage/Nächte und genießt die Sonne, wenn sie euch auf den Bauch oder sonstwohin scheint.

DIE REDAKTION

## INHALT

<b>Schwerpunkt</b>	
<b>AbARTig</b> .....	S. 8
<i>Thomas Schmidt</i>	
<b>Der Jongleur</b> .....	S. 9
<i>Volker van der Locht</i>	
<b>KrüppellInnen-Seln als Lebens-Kunst</b> .....	S. 11
<i>Georg Paulmichl</i>	
<b>Altersheim, Almatrieb</b>	
<b>Lebenshilfe</b> .....	S. 13
<i>Lothar Sandfort</i>	
<b>Versinnlichen</b>	
<b>Liebe, Lust und Leidenschaft</b>	
<b>(Konzept für eine „soziale Installation“)</b>	
<b>Aktion „Wunder.r.punkte“</b> .....	S. 14
<i>Monika Heinrich</i>	
<b>Jeder, der es will, kann tanzen</b>	S. 16
<i>Martin Tuchenhagen</i>	
<b>Spastikanisch fühlen und sich einfach für normal halten</b> (Gedichte) ...	S. 17
<i>Heino Ehlers</i>	
<b>Be(ver-)hinderte Kunst oder Unmögliches möglich machen</b>	S. 18
<b>„Kultur? Das geht uns nix an. Wir sind Künstler!“</b>	
<b>Interview mit Erwin Riess und Sigi Maron</b> ....	S. 21

<i>Sigi Maron</i>	
<b>leo</b>	
<b>all ewadi zakria (Liedtexte)</b> .....	S. 24
<b>Vorabdruck</b>	
<i>Mathias Vernaldi</i>	
<b>Dezemberfahrt</b> .....	S. 25
<b>Vorabdruck</b>	
<i>Hans-Konrad Lorch</i>	
<b>Katrin und die Quletschboys:</b>	
<b>“Nee, nee, das ist der Rock'n Roll!“</b> .....	S. 28
<i>Anonym</i>	
<b>Um die eigene Sprache kämpfen</b> .....	S. 30
<i>Kassandra</i>	
<b>Schön abgerundet eigentlich ..</b>	S. 32
<b>roll alone, Passendes Lachen</b>	
<b>(Gedichte)</b> .....	S. 33
<i>Ulrike Schröder</i>	
<b>„Sonnenuhr“, Zeit, Kunst und Menschen</b> .....	S. 33
<i>Erwin Riess</i>	
<b>Auf dem Weg zur Integration oder Groll sucht Arbeit</b> .....	S. 34
<b>„Früher hat man auf uns herabgeschaut“ Interview mit der Gehörlosenvereinigungin Sulemania, Irakisch Kurdistan</b> .....	S. 37

<i>Theresia Degener</i>	
<b>Was könnten Netzwerke behinderter Frauen für die feministische Theoriebildung bedeuten?</b> .....	S. 39
<i>Ulrike Lux</i>	
<b>“Care-Card“ im Handgepäck? Medizin, Macht und Erfassung im Zeitalter der Pflegeversicherung</b> .....	S. 41
<i>Martin Seidler</i>	
<b>Kirchentag 95: Es darf alles gesagt werden - klare Stellungnahmen fehlen ...</b>	S. 43
<i>Dokumentation</i>	
<b>Das Lebensrecht ist nicht diskutierbar! Flugblatt zum ev. Kirchentag ...</b>	S. 45
<i>Marita Koch</i>	
<b>Von der Pritsche auf die Couch?</b> .....	S. 46
<b>Büro-Aufruf (der zweite)</b> .....	S. 48

### RUBRIKEN

<b>LeserInnenbrief</b> .....	S. 6
<b>Kleinanzeigen</b> .....	S. 7
<b>Magazin</b> .....	S. 3
<b>dates</b> .....	S. 7
<b>Impressum</b> .....	S. 13

Matthias Vernaldi

# Dezemberfahrt



Durchs offene Autofenster roch es süßlich. Herbstlaub und ausströmendes Gas von einem fauchenden Häuschen unterhalb des Weges vermischten sich mit Rauch von unsichtbaren Kartoffelkesseln, die ich später in der Felderebene zu den Kasernen hin vermutete. Der Kartoffelkessengeruch war mir der einzig vertraute. Opa hatte im Herbst mit mir vorm Dorf Drachen steigen lassen und welches Kraut entzündet, um darin gestoppelte Erdäpfel zu schmoren. Der Wald bei Kamsdorf war zu jeder Jahreszeit von harzigen Düften durchzogen, weil er von Nadelbäumen beherrscht war. Der Gestank der verfaulenden Blätter widerte mich gleich zu Anfang an. Selbst im Mai zog er sich durch die Lüfte. Und den Geruch von Gas kannte ich gar nicht. Wir kochten mit dem Kohleherd und Tante Hanne hatte Propangas. Das Stadtgas aber roch nach Sottengrube. „Gute Luft ist hier“, sagte mein Vater. Er war mit meiner Mutter zurückgekommen. Mir schnürte es bitter-süß den Hals. Gute Luft würde in den nächsten Jahren für mich der Atem von meinem Vater sein, den ich roch, wenn er mich drückte oder trug, und der sauerkratzige Hüttendunst in Kamsdorf. Die Gothaer Waldluft mit einer Spur Gothaer Stadtgas aber war böse Luft, Luft, die durch die enge Kehle nicht in die Lungen wollte. Das Tor öffnete sich und kreischte in seiner Eisenführung. Onkel Hermann fuhr rückwärts in den Hof. Er war riesig und kühl. Ein einzelner Baum stand in einer Ecke, darunter ein großes Mädchen in einem Rollstuhl mit Locken und Brüsten, bei ihr ein anderes Mädchen auf Krücken. (...)

★★★

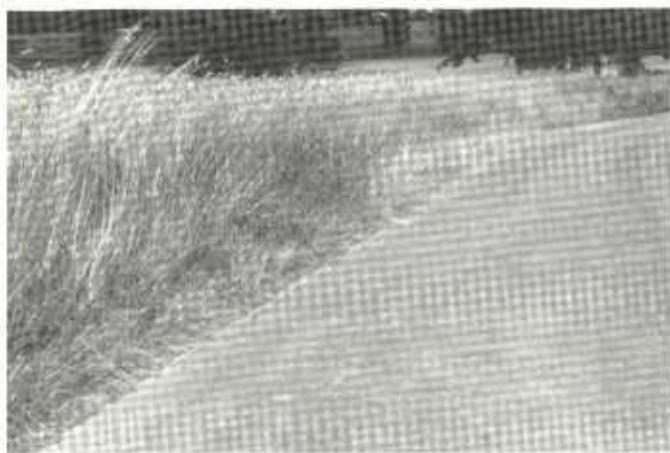
Dieser Tag hatte tiefes Oktoberhimmelblau und blendendes Herbstgold zu bieten, rotes Weinlaub an der Fassade und eine beginnende Hofpause. Siebzig Kinder rollerten und humpelten aus dem ockerfarbenen Haus mit den hohen Fenstern. Sie krakeelten, bekamen von einem grauen Tablett, das eine Schwester trug, Fettbrote und kampelten sich. Dann fuhr auf einem gelben Fahrrad ein Mann mit blauer Uniform durchs Tor. Die Kinder jubelten. Bald war er von einer Traube aus Rollstühlen umgeben. Er machte Späße und strich den Kleineren übers Haar. Dann ging er mit einem Paken Zeitungen und Briefen ins Haus. Meine Mutter lächelte und sagte: „Bald bist du auch mit dabei.“ Der Postbote bestieg wieder sein Rad. Beim Wegfahren hampelte er herum und machte tolle Faxen. „Der muß nicht hierbleiben“, dachte ich, „der kann fröhlich sein.“ Der Handwagen war in Kamsdorf geblieben. Mein Vater

nahm mich aus dem Auto und trug mich ins Haus. Die Kinder glotzten ablehnend, schlimmer als die von der Spielstraße. Wir traten in ein schmales Zimmer durch eine grünverhangene Glastür. Dort saß eine Schwester mit gefalteter Haube überm Ziegengesicht. Sie tat freundlich und fragte meine Eltern über mich aus. Alles Sachen, die ich nicht verstand. Nur „Oberschenkelhalsbruch“, das verstand ich. Zu Beginn des Sommers hatte mein Vater mit mir einen Ausflug zur Quelle an der Nase machen wollen. Mit dem Handwagen kamen wir auf dem steilen ausgespülten Waldweg nicht weiter. Mein Vater trug mich deshalb. Er stolperte dabei über einen Fichtenstumpf und fiel hin. Ich war eher am Boden als er, und so stürzte er mit seinem ganzen Gewicht auf mich. Das hat der Beckenknochen nicht abgehalten und knackste mitten durch. Die Ziegengesichtige lächelte mild: „Da müssen wir aufpassen, daß du nicht nochmal fällst. Wir werden dich anschnallen, daß nichts mehr passieren kann.“ Dann griff sie zum Telefon: „Herr Wollaseck, bringen sie doch bitte einen Wagen und einen Sicherheitsgurt ins Oberschwesternbüro.“ Kurz darauf wurde von einem runden grauhaarigen Mann ein Rollstuhl aus Holz und Leder hereingeschoben. Er klebte ein Heftpflaster mit meinem Namen an die Rückenlehne und der Rollstuhl war mein. Im Handwagen saß ich von nun an nur zu Hause in den Ferien, auch dann noch, als ich längst einen Faltrollstuhl hatte, der im Auto transportiert werden konnte. Mein letzter Handwagensommer war 1972. Da hatte ich es schon mit Mädchen. Der Handwagen war von meinem Opa gebaut worden, extra für mich, bequem und geländegängig. Er gehörte zum Daheimgefühl, war die kostbare Ausnahme. Der Rollstuhl dagegen bedeutete Gotha, das nie endende, das sich nach allen Ferien zwingend fortführte. Es fing dann auch gleich das mit dem Essen an. Eine Schwester schob mich in den Spei-

## Matthias Vernaldi

geb. 13 Juni 1959 in Pößneck/Thüringen;  
Schulzeit in Heimen für Körperbehinderte;  
theologisches Fernstudium und anschließend bis 1991 Tätigkeit als Prediger der evang.-luth. Landeskirche Thüringens;  
1978 Mitbegründer einer Wohngemeinschaft für Behinderte und Nichtbehinderte in Hartroda;  
seit 1994 in Berlin;  
Veröffentlichungen seit 1981 in der Kirchenpresse, in Anthologien und im Rundfunk;  
Mitglied der Neuen Gesellschaft für Literatur, Berlin, AG Literatur und behindertes Leben.

sesaal. „Alles Holzgetäfelt und einen Kamin gibts auch“, sagte meine Mutter. „War früher ein Erholungsheim für Görings Offiziere“, warf die Schwester hin. Mein Bett, das sie zuvor gezeigt hatte, stand gemeinsam mit zwanzig anderen in einem Saal mit Parkett und Deckenstück. Die gegenüberliegende Wand wurde von einem riesigen Ölbild eingenommen, auf dem bewaffnete Reiter mit Speeren und Schwertern sich gegenseitig hinmetzelten. „Wenn Sie jetzt gehen würden“, schnarrte die Schwester, nachdem sie mich abseits der Tische an ein Fensterbrett geschoben hatte. Meine Mutter und mein Vater und mein Onkel



Hermann mußten abfahren. Jetzt konnte ich das Weinen nicht mehr abwehren. Durch die Tränen sah ich sie ins Auto steigen und vom Hof rollen. Eine junge Schwester hatte einen Teller vor mich aufs Fensterbrett gestellt. „Das geht aber nicht!“, schimpfte die andere. „Der ist zu fett. Dem können wir nur eine kleine Portion geben.“ Der Teller wurde gewechselt. Ich heulte und heulte und rührte nichts an. Die Schwester räumte ab und meinte: „Heute laß ich das noch einmal durchgehen. Aber sonst wird hier aufgegessen. Verstanden?“ „Am Sonntag ist Besuchszeit, aber das ist ja schon morgen. Da kommen wir nicht. In der nächsten Woche besucht dich dann Vati“, hatten sie beim Gehen gesagt.

\*\*\*

Der Sonntag ohne sie verlief wie der Nachmittag zuvor: salziges Fernsehgeflicker, Essen, das ich stehen ließ, Blicke. Links hinter mir stand ein großes Aquarium. Scalare waren drin, auch Zebrafische, Guppys und Schwerträger. Scalare wünschte sich mein Vater immer zu halten, aber unser kleines Vollglasbecken eignete sich nur für Guppys. Das Aquarium hier war bräunlich düster von Algen und absterbenden Pflanzenteilen. Ich verdrehte die Augen, um die Fische beobachten zu können. Kühl blitzten die Segelflossen der Scalare hinter den algenbewachsenen Scheiben auf, ab und an von rotgeschuppten Schwerträgern durchkreuzt. Die meisten im Saal waren wesentlich älter als ich. Ich lag zwischen Albert und Walter. Sie blickten finstern und unterhielten sich mit tiefen Stimmen über mich hinweg. Albert hatte einen behaar-

ten Leberfleck neben der Nase und zog häufig Luft zwischen den zusammengepreßten Lippen hindurch, so daß ein furzendes Geräusch entstand. Die Schwester richteten das Rückenteil seines Bettes auf, damit er sitzen konnte. Weil Walter im Bett nicht sitzen konnte, lag er den ganzen Tag auf der rechten Seite, hatte mir, Albert und dem Fernsehapparat den Rücken zugekehrt. In der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, aus dem er ersah, was sich in seinem Rücken tat. Der Sonntagabend sah mich erstmals ohne Tränen. Ich wurde am Nachmittag im Bett auf die gegenüberliegende Saalseite geschoben, neben Harald aus der

siebenten, der ganz schmale Finger hatte und immer hustete. Er war freundlich und redete mit mir, obwohl er ein Freund von Albert und Walter war, denen er ab und an etwas über den breiten Gang zwischen den Bettenreihen zuquäkte.

Nun lag ich unter dem Schlachtbild und hatte das Aquarium vor mir. Es war aber zu weit entfernt, um etwas genauer erkennen zu können.

Doch es war mir nun möglich, nach draußen auf den Hof zu sehen. Das sonnige Wetter meiner Ankunft war regnerischer Kühle gewichen. Morgen würde ich in die Schule gehen. Zum Abendbrot gab es für jeden eine ganze Kochschinkenschnitte und eine halbe mit Ei. Ich aß und aus einer stinkenden Plastetasse trank ich Kräutertee.

\*\*\*

Am anderen Morgen traf mich erstmals Steinbrück. Rotwangig mit graumwucherter Glatze, grüne Schelmenaugen im Bocksgesicht glich er dem Wassermann in dem blauen Buch, das mir Schwester Gisela geschenkt hatte. Auch die Holzmännli, die nach meines Vaters Erzählungen wie Urmenschen in den Wäldern am anderen Saaleufer gegenüber Kaulsdorf hausen sollten, stellte ich mir ähnlich vor. Er war gedrungen, kräftig, behaart und roch scharf. Nur daß er statt Fellen und Laub den üblichen Weißkittel trug. Der entzauberte ihn wieder, paßte ihn ein in die Schmerzmaschine, machte ihn zu einem ihrer Maschinisten. Seine ruppigen Griffe taten auch entsprechend weh. „Hab dich nicht so.“ Da war er wie die Schwestern. Ich heulte wieder. Er schob mich vor die Tür in den regnerischen Herbst. „Heul dich erst mal aus.“ Zum Frühstück holte er mich in den Steinsaal, in dem ich bereits mein erstes Mittagessen mit Tränen gesalzen hatte. Er war düster und kalt wie dieser Montagmorgen: Die Täfelung der Wände bestand aus riesigen fast schwarzen Holzplatten. An einer Wand hing ein großes Brett mit blauem Tuch bespannt, auf das mit Stecknadeln Buchstabe und Bilder geheftet waren. Ich kannte das aus der Kinder-

stunde von Schwester Gisela, die derart die Geschichten vom Herrn Jesus anschaulich machte. Nur daß es hier nicht so bunt war. Lediglich der Kopf eines Mannes war dargestellt und viel silberne Schrift. Ich versuchte, zu buchstabieren. Das sei Ernst Thälmann, der Arbeiterführer, und der Spruch sei irgendwas mit kämpfen, arbeiten und großer Sache, erklärte mir Achim, als er meine Leseversuche bemerkt hatte. Der Boden war mit großen polierten Kalksteinplatten gefliest, aus denen auch ein großer Kamin gemauert war. Ihr Grau durchzogen feine dunklere Linien, die sich mitunter zu Schnecken ringelten. Ich entdeckte es, weil ich nach unten sah unter Achims Worten und inmitten der vielen Kinder, die mit mir an den drei großen Tischen saßen. Am Wochenende saßen wir zum Essen vereinzelt in unseren Betten, jeder mampfte für sich. Jetzt aber wurden Butter- gegen Marmeladenschnitten getauscht, Späße gemacht, geprügelt. Noch während wir aßen, schoben die Schwestern im großen Schlafsaal alle Betten zusammen. Das fiel ihnen nicht schwer, denn alle hatten Räder an den hohen Beinen. Auf dem freiwerdenden Platz bauten sie Schulbänke, Stühle und eine Tafel auf, die hinter den Betten an der Wand gestanden hatten. Albert wurde im Bett sitzend durch den Steinsaal in den Schulsaal geschoben, wo seine Klasse unterrichtet wurde. Die erste Klasse war im Jungensaal. Achim saß mit in den Bänken und der dumme Armin, Bettina mit dem kurzen und dem langen Bein, Niko Eierschecke, Ingolf und Olaf, der keine Knie und Ellenbogen hatte. Unsere Lehrerin hieß Frau Adomeit. Sie hatte sanfte kalt funkelnde Augen und einen hohen runden Dutt aus kastanienbraunem Haar. Alles an ihr war hoch: Ihre Gestalt, ihre Nase, ihre Stimme. Sie redete freundlich und lächelte unentwegt und goldzahnblitzend. Das Lernen fiel mir leicht. In Kamsdorf war ich im Lesebuch bis zu der Seite mit der kleineren Schrift und den Lampions gekommen. Soweit waren die hier noch nicht einmal. Auch das Rechnen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Ich konnte alles und wurde gelobt. Schule hätte immerzu sein können. Frau Adomeit hatte schmale helle Hände mit noch helleren Kreidespuren. Die führten ab und an unsere Hände beim Schreiben oder fuhren uns über die eifrig gebeugten Schöpfe. Im großen Ganzen aber blieben sie von uns abstinert, nicht wie die gierigen roten oder gelblich verhornten Hände der Schwestern und anderer weißer Kittel. Schule hätte immerzu sein können. Da legte sich meine Angst, die mich zunächst ständig belauerte, mich ansprang bei jedem An- und Ausziehen, Waschen und Heben.

\*\*\*

Am Freitagabend lugte Steinbrück mit glimmenden Augen und einem Bocksglinsen durch die Tür in den Schlafsaal. „Hej, ihr Potschuns“, brüllte er. „Sagt der Welt adé. Ihr werdet geschlachtet!“ Die Gebrüder Potschun lagen am anderen Ende des Saals. Der ältere hatte schon einen Bartflaum unter der langen Nase

und lachte verstört mit tiefer Stimme. Der Kleine hingegen, dick und tapsig wie ein Teddy, schaute seinen Bruder erschrocken an. Steinbrück sprang und trampelte hart durch den halben Saal in ihre Richtung und schrie: „Ihr Potschhühner kommt jetzt in die Suppe!“ Der Saal johlte: „Die Hühner in die Suppe, jawohl!“ Der Kleine verkroch sich bei seinem Bruder unter der Bettdecke. „Bäh!“, machte der in Richtung des Schlächters und streckte ihm die Zunge heraus. Doch als Steinbrück auf ihn zuschritt, ihn packte und Huckepack nahm, bekam er entsetzensweite Augen, die sich mit Wasser füllten. „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön“, sang Steinbrück, als er ihn durch den Saal schleppte, und winkte mit der freien Hand, mit der er nicht die Hände des Opfers auf seiner Brust in eiserner Fessel hielt. Bald sangen alle mit. Der große Potschun warf den Kopf nach hinten, heulte und jammerte laut mit weittragendem Männerbaß. Im Bett schrillte durchdringend der Kleine und versuchte, sich noch tiefer in Decke und Kissen zu vergraben. Ich saß starr. Werden die zwei jetzt wirklich...? Schmeckt deshalb das Essen so eklig? Kann nicht auch ich an die Reihe kommen? Harald lachte tonlos mit zusammengekniffenen Augen und streckte wie beim Husten die Zungenspitze heraus: „Der denkt wirklich, er wird geschlachtet. Der ist vielleicht doof, der Potschun. Der müßte doch wissen, daß heute gebadet wird.“ Jetzt begriff ich. Steinbrück machte sich und uns einen Spaß. Er war wohl wie Onkel Bertram, der Gisbert, Martina und mich so lange zeckelte, bis wir heulten. Ich sah es seinen rotglühenden Wangen und seinen lustigen Augen an. Erleichtert stimmte ich mit ein: „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn! Es war so schön, so schön.“ Doch so dumm war der große Potschun nicht. Er war schon länger hier als ich und wird Dinge erlebt haben, die dem Geschlachtetwerden nahe lagen.

\*\*\*

Gleich in den ersten Tagen kam in der Mittagsruhe eine freundliche junge Frau an mein Bett. Ich strahlte, denn sie legte nicht die grämliche Härte an den Tag wie die Schwestern. Sie stellte sich mir als Fräulein Fink vor, und es freute mich, daß sie mit mir tunen wollte. Nach einigen Armübungen fing sie an, mir die Knie durchzudrücken. Zuerst wimmerte ich nur. Bald schrie ich zum wachsenden Schmerz. Die Krankengymnastin legte mir das Kopfkissen aufs Gesicht, damit ich die anderen nicht bei der Mittagsruhe störte, und drückte weiter. Am nächsten Tag schlich eine Schwester in den Unterricht, griff unterm bedauernd zustimmenden Nicken von Frau Adomeit nach mir und schob mich selten behutsam aus dem Zimmer. Schulstille herrschte in den Sälen, getragen von den Lehrerstimmen hinter den Türen. Dahinein sangen meine Quitschreifen und pochte der Takt des Schwesternschrittes. Wortlos stellte sie mich an der breiten Treppe ab und ging. Graues Herbstlicht im Aufgang. Kurze Zeit eine Stille, die das Laubrascheln vom Hof und einen tropfenden Wasser-

hahn im Waschraum hörbar machte. Schließlich wurde sie aufgelöst von polternden Schritten. Von oben kam ein Mann, ein Weißkittel. Er sagte, er sei Doktor Stohner, nahm mich aus dem Rollstuhl und trug mich hinauf. Ich jammerte, weil er mich so hielt, daß mir die Arme weh taten. Doch er achtete nicht darauf. Der Chefarzt Doktor Dömling untersuchte mich in seiner Dachstube mit dem versammelten Ärztekollektiv. Neben Doktor Stohner waren ein junger bulgarischer Arzt und Frau Dr. Blauerer anwesend, außerdem Frau Fengler, die Sekretärin, eine kleine bucklige Frau, die mit einem beleidigten Gesicht in der Ecke saß und laut eine Schreibmaschine behämmerte. Die Ärztin zog mich aus. „Babyfüße“, stellte Doktor Stohner fest und drückte mit den Fingern auf meinen Füßen herum, daß es ganz weh tat. Babyfüße hatte er gesagt. Tatsächlich - sie sahen aus wie die Füße von Claudia: rund, kurz und rosig, nur eben größer. Gisbert hatte ich schon oft darum beneidet, daß er Füße hatte wie Erwachsene: mit schön geschwungenen Zehen und spielenden Sehnen am Spann. Worte fielen, die etwas von mir sagen sollten: Progressive Muskeldystrophie, Skoliose, Kontrakturen; Worte kalt und hart wie das Reflexhämmerchen, mit dem Doktor Stohner mir vor die Knie drosch. Doktor Dömling hatte seinen Hund mit im Untersuchungsraum. Ich war von Hunden begeistert. Aber der Pudel war wie die anwesenden Ärzte. Seine Augen hingen an dem Chefarzt. Mich nahm er nicht wahr. „Ganzgipsbett“, näselte Doktor Dömling und gab dem Hund ein Würstchen. Der wedelte artig und verschwand schmatzend unterm Schreibtisch. Das Ärztekollektiv nickte. Bald darauf lugte Steinbrück um die Ecke. Aber dieses Mal brannte kein grünes Schelmenfeuer in seinen Augen. Sein Gesicht war grau und hart und sein Blick suchte nicht den meinen. Er schaute zu Boden wie ein bockiges Kind, das gegen seine Überzeugung gezwungen war, sich zu entschuldigen. Er hatte Schurz und Stiefel aus Gummi

an. Ruppig nahm er mich Huckepack und schleppte mich in den Keller. Dort zogen auch die Ärzte Gummischürzen über. Ich wurde nackt auf eine Pritsche gelegt und auf den Bauch gedreht. Dann drückten alle Hände im Gipskeller an meinem Körper herum. Ich wurde gerichtet. Alles Krumme und Verwachsene bekam eine übliche Form. Es reichte ihnen nicht, Beine und Rücken auf die harte Unterlage zu pressen. Erst mit einer Rolle unter den Knien gelang es, meinen Hintern sowie Füße und Beine derart durchzudrücken, daß sie den Vorstellungen der Ärzte entsprachen. Die Schmerzen rasten schlimmer als im Sommer nach dem Sturz im Wald. Brüllen, Krietschen, Spucken, Jaulen, Betteln. „Nein, nein, nein, bitte nicht! Bitte, bitte aufhören!“ Kein Erbarmen. „Mutti, Mutti, Hilf! Herr Jesus, laß es aufhören, bitte!“ Nichts hörte auf. Sie packten mich in Gips. Der mußte aushärten. Zwanzig Minuten ewige Qual und Verdammnis. Ungehört vergellte mein Schreien. Dann war die Gipsschale fertig. Nach ein paar Tagen brachte Steinbrück sie an mein Bett. „Wirst dich schon dran gewöhnen“, sprach er in mein entsetztes Gesicht. Jede Nacht wiederholte sich nun das Gerichtetwerden. Die Spätschicht band mich in die Schale, und erst die Frühschicht befreite mich daraus. Der geballte Schmerz der Höllenminuten verteilte sich lediglich in sanfterer Dosierung auf die zehn Nachtstunden. Er war immer noch so stark, daß ich kaum schlief und vor mich hinzuwimmern begann, wenn die Erschöpfung mir etwas Schlaf brachte. Schon nach der ersten Nacht hatte ich Druckstellen an den Fersen. Sie wurden verbunden. Ein Grund, mir das Gipsbett zu erlassen, waren sie nicht.

Dieser Text ist ein Kapitel aus dem gleichnamigen Buch von Mathias Vernaldi, das voraussichtlich im Oktober beim Palette Verlag Bamberg erscheint (Mit freundlicher Genehmigung des Autors).

